

5.11.2014

Im Herzen des Widerspruchs

Kubaner haben kein Geld, Nahrungsmittel sind rationiert und in den Häusern fließt kein Wasser. Kubaner sind gesund, werden im Durchschnitt 77 Jahre alt und 97 Prozent von ihnen können lesen und schreiben. Augenschein in Havanna, dem Herzen des realsozialistischen Widerspruchs.

Text Ion Karagounis

Havanna hat mir den Kopf verdreht. In vier Tagen hat die kubanische Hauptstadt das geschafft, wozu keine andere Stadt je fähig war. Havanna hat mich irritiert, nicht etwa, weil es chaotisch wäre wie in Athen, nicht, weil alles rasend schnell überbaut würde wie in Shanghai, nicht, weil so viel Gewalt herrschte wie in Mexiko City, sondern weil das Leben hier funktioniert, obwohl alles dagegen spricht.

Es begann bereits auf der Fahrt vom Flughafen ins Stadtzentrum. Bis anhin kannte ich keine Stadt, die nicht unter verstopften Strassen litte. In Havanna dagegen sind die Strassen leer, zumindest an diesem Sonntagnachmittag. Der Car kreuzt eine vierspurige Strasse und stoppt, um einem Eselskarren den Vortritt zu lassen. Dann hat er freie Fahrt. Das einzige, was ihn noch bremst, sind Schlaglöcher und riesige Wasserpfützen.

Ich habe auch noch nie eine Stadt gesehen ohne Werbung. Havanna ist die erste. Keine Plakatwände. Keine Litfasssäulen. Keine Leuchtreklamen. Lediglich Tafeln mit revolutionären Parolen an den Strassenrändern. Sie sind am verblässen, wie alles an diesem regnerischen Nachmittag.

Mein erster Spaziergang führt mich über den Parque Central und in die Altstadt. Sofort spricht mich ein junger Kubaner an:

«Woher kommst du?» «Aus der Schweiz.» «Dann sprichst du sicher französisch!» «Ja, ein wenig.» «Komm, setzen wir uns, ich würde gerne etwas französisch üben.» «Was arbeitest du?» «Ich bin beim Nationalballett angestellt, gleich gegenüber im Gran Teatro.» «Und was machst du dort genau?» «Ich arbeite in der Technik.» Und nach einigen Sekunden: «Gehen wir weiter! Könntest du nicht mit mir kommen und etwas Milch kaufen für meine Kinder?» «Aber du arbeitest ja beim Theater, verdienst du da nicht genug?» «Nein, das reicht leider nicht.»

In den Strassen Havannas ist es gefährlich, komme ich zur Überzeugung. Nicht wegen der Kubaner, die auf meine Dollars aus sind. Und die Chance, überfahren zu werden, ist ebenso gering. Zu wenig Autos. Nein, eher wird man von einem niederfallenden Stein getroffen oder von einem herunterstürzenden Balkon erschlagen. Havanna, stelle ich konsterniert fest, ist am Zerfallen. Ruinen, wo ich hinschaue. Sechs Gebäude stürzen täglich ein, heisst es. Ist das vielleicht normal? Überall auf der Welt wird Statistik geführt über die Anzahl neu erstellter Wohnungen, neu eröffneter Einkaufszentren, über die Kilometer neu erstellter Schnellstrassen. In Havanna dagegen zählt man, wie viele Bauten pro Tag zerfallen.

Natürlich wird auch restauriert, hauptsächlich in der Habana Vieja, Havannas Altstadt. An der Plaza Vieja erstrahlen die Paläste der Grafen von Lombilio und von Jaruco in neuem Glanz. Die Photothek und der staatliche Kunstfond sind darin untergebracht.

«In den meisten der renovierten Häuser leben weiterhin Familien», erklärt Juri, Stadtführer und Begleiter bei den offiziellen Anlässen der Studienreise, an der ich teilnehme. «Wir machen kein

Museum aus der Altstadt, sie ist weiterhin für die Bevölkerung Havannas da.» Wie viele Gebäude pro Jahr saniert werden, möchte ich wissen. «Das ist unterschiedlich. Je mehr Geld die Touristen hier ausgeben, desto mehr können wir sanieren.»

Es fehlt an allem

Das, was ich an den ersten beiden Tagen in Havanna zu Gesicht bekomme, trägt einen Namen: *Periodo especial*. Seit dem Zerfall der Sowjetunion befindet sich Kuba in diesem Zustand, dem Zustand der grössten Bedrohung für den Fortbestand der mittlerweile 45 Jahre alten Revolution. Direkt gesagt: es fehlt an allem, was normal wäre. Es fehlt an Verkehr, an Energie, an Abfällen auf der Strasse («Die haben gar nichts zum Wegwerfen», bemerkt jemand), an Nahrungsmitteln, an Geld, an Bruttoinlandprodukt.

Kuba läuft auf Sparflamme. Das Land erwirtschaftete im Jahr 2003 schätzungsweise 31.6 Milliarden Dollar. Das sind rund 2800 Dollar pro Person, etwa acht Prozent von dem, was eine Person in der Schweiz erarbeitet.

Die grosse Krise kam mit dem Ende der Sowjetunion. Auf einen Schlag verlor Kuba über achtzig Prozent seiner Exportmärkte, da die Staaten des Ostblocks als Abnehmer von Nickel, Zuckerrohr und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen wegfielen. Die Regierung rief die «spezielle Periode während Friedenszeiten» aus. 1998 wurde sie wieder für beendet erklärt, obwohl sich die kubanische Wirtschaft nicht wirklich vom Schock erholt hatte. Das Bruttoinlandprodukt liegt immer noch um rund einen Drittel unter dem Wert von 1989. Das Regime ist nicht willens oder nicht fähig, die Infrastruktur systematisch und dauerhaft wiederaufzubauen. Verschiedene Ereignisse trafen das Land zusätzlich: der zeitweilige Ausfall von Öllieferungen aus Venezuela zu Vorzugskonditionen und der weltweite Rückgang des Tourismus nach den Terroranschlägen im September 2001.

Zudem fegen beinahe jährlich Wirbelstürme über das Land hinweg und hinterlassen in der Landwirtschaft Schäden in Milliardenhöhe. Und über all dem lastet das Embargo der Vereinigten Staaten, das seit 1961 in Kraft ist und 1996 durch das Helms-Burton-Gesetz verschärft wurde.

Es fehlt an allem. So muss es wohl sein in einem sozialistischen Land, denke ich mir, leicht ernüchtert. Sozialismus kann nicht funktionieren, davon sind wir Kapitalisten ja überzeugt seit dem Ende der Sowjetunion. Unterdrückte Eigeninitiative und Planwirtschaft führen zu Mangel und Zusammenbruch. Wieso soll das in Kuba anders sein?

Spitzenprodukte, die niemand kauft

Doch Havanna hält eine weitere Überraschung bereit, in Cubanacán, einem Quartier im Westen Havannas. Dort besuchen wir das Centro de Ingeniería Genética y Biotecnología, das Zentrum für Gen- und Biotechnologie. Es ist Teil eines universitären Forschungsnetzes, das über ganz Kuba verteilt ist.

Die Gänge sind steril weiss gemalt, kein Stäubchen, es riecht nach nichts. Alles topmodern, der Raum mit den Dutzenden von Computerservern, den wir im unteren Stockwerk sehen, die Analysegeräte, die uns im ersten Stock gezeigt werden.

«Unser Ziel ist es, die Gesundheit und die Ernährung des kubanischen Volkes zu sichern. Dazu investiert der Staat rund 1.9 Prozent seines Haushaltes für die Forschung im Bereich der Life Sciences.» Im grossen Auditorium informieren Direktor Luis Herrera Martínez und seine Mitarbeiter über die Arbeiten des Instituts. Diagnoseverfahren, Medikamente, Impfstoffe, gentechnisch veränderte Produkte für die Landwirtschaft – lange Listen zeigen, was hier entwickelt und produziert wird. Allmählich wird mir klar: alle gängigen Medikamente und Impfstoffe, die wir im Westen kennen, werden auch in Kuba hergestellt.

Mehr noch: hier wurden und werden Produkte entwickelt, die es nirgendwo sonst gibt. Für Kühe beispielsweise wurde eine Impfung gegen Zeckenbefall entwickelt, da sie ohne Zecken mehr Milch geben. In anderen Ländern wird das Vieh mit chemischen Lösungen abgeduscht, was die Umwelt erheblich schädigt.

Auf dem Gebiet der Humanmedizin entwickeln die Forscher zurzeit Mehrfachimpfungen. Statt sieben oder acht Impfungen gegen Kinderkrankheiten soll in Zukunft alles mit einer Impfung erledigt werden. Die Erläuterung von Herrera zu diesem Forschungsprogramm leuchtet mir sofort ein und ich wünschte mir, unser Gesundheitswesen handelte gleich:

«Unser Land hat wenig Geld. Wir sind deshalb auf eine möglichst effiziente Gesundheitsversorgung angewiesen. Nur einmal impfen ist viel billiger als mehrere Male.»

Ob sie ihre Produkte auf den internationalen Märkten verkaufen und wie der Austausch mit den Wissenschaftlern in der übrigen Welt sei, interessiert uns. Die Antworten fallen ausweichend aus. Ja, es gäbe Kontakte, zum Beispiel mit kleineren kanadischen Firmen. Zudem träten sie regelmässig an Fachkongressen auf und viele angehende Wissenschaftler studierten im Ausland. Demnächst soll in The Lancet, einer international führenden medizinischen Fachzeitschrift, ein Verfahren zur synthetischen Herstellung von Impfstoffen gegen Grippeviren vorgestellt werden. Das wäre weltweit ein Novum.

Wie absurd, schiesst es mir durch den Kopf. Das kleine Kuba leistet sich den Luxus, alles selber zu produzieren – offensichtlich auf Spitzenniveau im internationalen Vergleich –, alles gratis an die Bevölkerung abzugeben und fast nichts zu exportieren. Doch der Zweck heiligt die Mittel. Herrera präsentiert die Grafik, die alles belegen soll. Es ist die Darstellung, die Wissenschaftler der medizinischen Universität Karolinska in Stockholm vor wenigen Jahren

erstmal veröffentlicht haben und laufend aktualisieren. Sie zeigt die Kindersterblichkeit in Abhängigkeit des Wohlstandes einer Volkswirtschaft. Die Stockholmer Forscher fanden heraus, dass die Sterblichkeit in den ersten fünf Lebensjahren mit zunehmendem Bruttoinlandprodukt abnimmt. Überprüft an über 170 Ländern, sind die Zusammenhänge offensichtlich: die Staaten liegen alle auf einer schräg nach oben zeigenden Geraden, links unten die Entwicklungsländer, dann die Schwellenländer und rechts oben die industrialisierten Länder des Westens. Nur ein Land tanzt offensichtlich aus der Reihe.

«Sehen Sie hier», sagt Herrera und zeigt auf den blinkenden Punkt in der Grafik: «Das ist Kuba. Kuba hat ein Bruttoinlandprodukt, das demjenigen eines Schwellenlandes entspricht, aber eine Kindersterblichkeit von nur sieben auf tausend. Das ist weniger als in den Vereinigten Staaten.»

Wer Dollars hat, kommt überall hin

Fremde haben ein einfaches Leben in Havanna, das habe ich schon am ersten Tag begriffen. Alles kostet einen Dollar oder ein Mehrfaches davon, ein Dollar die Flasche Wasser (im Hotel zwei Dollar), drei Dollar der *Mojito* oder die Fahrt im Coco-Taxi, zwanzig Dollar die Frau am Strassenrand.

Anders ist es für die Einheimischen. Es gibt die Dollar-Bürger und die Pesos-Bürger. Wer Dollars hat, kommt überall hin und kann sich alles kaufen. Wer nur kubanische Pesos hat, bleibt Bürger zweiter Klasse im eigenen Land. Kann nicht in alle Geschäfte und muss sich auf Bauern- und Schwarzmärkten versorgen. Oder mit dem *Libreta*, dem Bezugsbüchlein, in den Läden anstehen und hoffen, dass das vom Staat zugeschriebene Kontingent an Reis oder Bohnen tatsächlich vorrätig ist. Eine feste Anstellung zu haben, hilft wenig. Fünfzig bis hundert Dollar sind monatlich notwendig, um den Lebensbedarf decken zu können. Der

durchschnittliche Monatslohn eines staatlichen Angestellten beläuft sich jedoch nur auf zehn Dollar.

Zu Dollars kommt, a) wer als Wissenschaftler, Künstler oder Sportler einen Spezialstatus genießt und seinen Lohn in harter Währung erhält, b) wer Verwandte im Ausland hat (so die Exilkubaner in den Vereinigten Staaten) und von diesen regelmässig *Remesas*, Geldüberweisungen, erhält, c) wer sich eine Anstellung im Tourismus verschaffen kann (und nicht etwa vom Gehalt, sondern von den Trinkgeldern lebt) oder d) wer seine, wie auch immer gearteten Dienste den Touristen anbietet. Damit sinkt selbstredend die Motivation, sich bei der Arbeit zu engagieren. Wo es doch viel lukrativer ist, sich auf dem Schwarzmarkt und mit illegalen Privatgeschäften Dollars zu beschaffen, im Parque Central den Touristen Geld abzuschnorren oder sich zu prostituieren.

Meine Rolle im Wirtschaftssystem Kubas ist unter Punkt c) und d) klar definiert: Geld ausgeben. Also gebe ich Geld aus und leiste mir eine Fahrt in einem 1953er Chevrolet Bel Air. Ich lasse mich in den Rücksitz fallen und versinke in den blauen Lederpolstern. Der Fahrer schliesst die Motorhaube und verstaut das Werkzeug im Kofferraum. Er betätigt den Anlasser, der Motor hustet und ein Zittern geht durch den Wagen. Beim zweiten Versuch springt der Motor an.

Wir rollen den Paseo del Prado hinunter und ich fühle mich wie ein Mafioso in den 50er Jahren. Es fehlt nur die Zigarre. Wir überholen Coco-Taxis und Bici-Taxis, aus denen Reggae dröhnt. Wir schauen den Frauen nach.

«Te gustan las chicas? – gefallen dir die Mädchen?», fragt der Taxifahrer. «Die *Morenas* sind besonders schön», schwärmt er weiter. Tatsächlich, die *Morenas*, die dunklen Frauen. Seit meiner Ankunft in Havanna leide ich unter erhöhter Hormonausschüttung.

Wir biegen in den Malecón ein, in die berühmte Uferpromenade. Pastellfarben schimmern die alten Häuser mit ihren mächtigen Säulen im Sonnenlicht. Die Gischt des Meeres und die Abgase der Autos verwischen ihre Konturen. Würdevoll tragen die Häuser ihre offenen Wunden zur Schau, ihre glaslosen Fensteröffnungen, ihre heruntergestürzten Balkone, ihre Holzkrücken, die den Kollaps wohl aufschieben aber nicht verhindern können. Geduldig warten sie auf ihren Zerfall.

Langsam fährt der Chevy die Promenade entlang bis zur Rampa, wo ich aussteige und eine Foto schiesse. Der Fahrer nimmt das Werkzeug wieder hervor und flickt weiter an seinem Motor rum. Alles geht langsam in Havanna. Der Verkehr rollt gemächlich, die Kellner servieren bedächtig, die Bankbeamtinnen lassen sich Zeit beim Geld wechseln. Nur die Frauen tanzen schnell, heisst es. Das muss ich erleben heute Abend, sage ich mir.

In der Casa de la Música de Galiano ist nichts los, in der Disco beim Hotel Inglaterra noch nichts. Also nochmals weiter, bis zum Oasis im Paseo del Prado. Ein dunkler Schuppen, dafür spielt ab elf Uhr Live-Musik.

Zweimal lächeln und schon ist eine Tanzpartnerin gefunden (eine dunkle). Sie tanzt, ich versuche zu tanzen. Die Band ist laut, wir schreien einander in die Ohren. Dass sie aus Santiago de Cuba kommt, verstehe ich. «Wie kamst du hierhin? Mit der Eisenbahn?» «Nein, mit dem Flugzeug, die Eisenbahn ist zu mühsam und zu langsam.» «Wie viel kostet der Flug?» «Achtzig Dollar.» Ich wundere mich, woher sie das Geld dazu hatte.

Die Band ist mittelmässig, leider nicht die Chika-Chaka Girls, die sind gerade auf Deutschlandtournee. Doch für mich spielt das kaum eine Rolle. Ich habe ohnehin keine Chancen, den schnellen Hüftbewegungen zu folgen. Selbst die *Cuba libres* ändern nichts daran. Mich machen sie schwerfälliger, meine Tanzpartnerin lockerer. Dann gibt es irgendwelche von Hand

beschriebenen Lose zu kaufen, was ich auch tue, ohne jedoch bei der darauf folgenden Ziehung etwas zu gewinnen.

Die Band beendet das zweite Set. «Kommst du mit auf ein Privatzimmer?» Ihre dunklen Augen lächeln mich an. «Wie viel willst du dafür?» «Zwanzig Dollar.» Ich bezahle, um auf das Vergnügen zu verzichten. Ein Viertel Flugticket ist gesichert.

Am Ausgang des Lokals wird das nächste Lösegeld fällig. Ein Dutzend junger Männer drängt sich um mich und ich spüre eine Hand in meiner Brusttasche. Knapp kann ich verhindern, dass weitere dreissig Dollar und meine Identitätskarte den Besitzer wechseln.

Kubaner leben länger

Wir fahren in den Stadtteil Miramar. Der Name verrät, was uns hier erwartet: Prächtige Häuser und Villen in tadellosem Zustand, in gepflegten Gärten und üppigen Parks gelegen. Ausländische Botschaften und Firmenvertretungen haben hier ihren Sitz. Zudem wohnen hier die wohlhabenden und einflussreichen Kubaner. Irgendwo müssen die ja leben im realen Sozialismus.

Wir halten vor dem Privathaus des Schweizerischen Botschafters in Kuba, wo wir für einen Empfang erwartet werden, und erleben schon wieder eine dieser Überraschungen: Niemand hindert uns daran, das Gelände zu betreten, niemand kontrolliert uns. Keine hohen Mauern, keine bewaffneten Sicherheitsleute.

«Ist es nicht gefährlich hier? Brauchen Sie keine Bewachung?», fragen wir Botschafter Jean-Claude Richard.

«Miramar ist ein sicheres Quartier. Auch Fidel Castro hat seinen Wohnsitz in der Nähe. Wissen Sie, die Strasse ist mit einem Fahrverbot belegt. Und wer sollte hier schon zu Fuss durchgehen, ausser dem Gärtner?»

Ist das ein Witz? Eher nicht, nach den bisherigen Erfahrungen in Havanna zu urteilen.

Äusserst schwierige Wirtschaftslage, Geldüberweisungen aus dem Ausland und Tourismus als wichtigste Einnahmequellen. Selbstständige wirtschaftliche Tätigkeit in beschränktem Umfang geduldet – weil es nicht anders geht –, aber mit prohibitiv hohen Steuern belegt. Die Ausführungen von Botschaftsrat Francesco Ottolini bestätigen, was ich bis jetzt gesehen habe. Doch kann das auf die Länge gut gehen?

«Sind die Kubanerinnen und Kubaner informiert über die Lebensumstände in den westlichen Nationen?»

«Fernseh- und Radioprogramme aus dem Ausland können sie nicht empfangen, das ist den Touristen in den Hotels vorbehalten. Trotzdem dürften sie recht gut informiert sein, zumindest jene, die in Havanna leben und Kontakt zu Touristen haben. Und das sind rund vierzig- bis fünfzigtausend Personen.»

«Ist denn nicht damit zu rechnen, dass sich die kubanische Bevölkerung gegen das Regime auflehnen wird?»

«Ich glaube nicht. Schauen Sie, Kuba hat zwei Dinge, in denen es den afrikanischen und südamerikanischen Staaten weit voraus ist: Das Schulsystem und die Gesundheitsversorgung funktionieren, sind der ganzen Bevölkerung zugänglich und erst noch gratis. Darauf sind die Kubanerinnen und Kubaner sehr stolz.»

Beides zeigt offensichtliche Erfolge: Kuba hat weniger als drei Prozent Analphabeten und eine mittlere Lebenserwartung von 77 Jahren. Mit beidem ist Kuba vielen Industrienationen ebenbürtig oder übertrifft einzelne sogar. Geschickt geht Kuba zudem mit seinen internationalen Beziehungen um, was im Westen kaum wahrgenommen wird. Dazu Ottolini:

«Kuba ist in den Gremien der Uno gut vertreten und sehr aktiv. Es genießt dort grosse Unterstützung, vor allem durch die blockfreien Staaten, weil es traditionell gute Beziehungen zu Afrika und Südamerika pflegt und sich in diesen Ländern engagiert.»

So sandte Kuba nach dem Hurrikan Mitch über zweitausend Ärzte nach Honduras, Guatemala und in weitere zentralamerikanische Länder, um Nothilfe zu leisten. Eine enge Zusammenarbeit pflegt Kuba auch mit Venezuela, dessen populistischer Präsident Hugo Chavez als Bewunderer Castros gilt. Als Gegenleistung zu verbilligten und garantierten Öllieferungen sind kubanische Ärzte und Berater in Venezuela tätig. Und, als letztes aus einer langen Liste: an der latein-amerikanischen Schule für medizinische Wissenschaften in Havanna wurde ein Programm etabliert, an dem Studierende aus armen Familien aus Süd- und Zentralamerika sowie aus Afrika gratis ausgebildet werden. Dabei durfte, wie üblich, ein propagandistischer Nadelstich Castros gegenüber den Vereinigten Staaten nicht fehlen: Selbst eine kleine Gruppe von wenig begüterten US-Amerikanern fand Aufnahme im Programm.

«Eine Regimeänderung ist nicht in Sicht», meint Ottolini. «Die Nachfolge von Fidel Castro ist geregelt. Stirbt der heute 78-jährige, wird sein um vier Jahre jüngerer Bruder Raúl die Macht übernehmen.»

Und dieser gilt als moderater als Fidel. So hat er sich nach dem Zerfall der Sowjetunion dafür eingesetzt, dass sich Kuba dem Tourismus öffnet, um die dringend benötigten Devisen ins Land zu bringen.

Wo bleibt eigentlich der *Commandante en jefe*, Fidel Castro, frage ich mich auf der Fahrt zurück ins Zentrum. Nicht physisch, das weiss ich jetzt. Sondern in den Gesprächen mit den Leuten. Von den Kubanern auf der Strasse sind keine Äusserungen zum Regime zu erwarten, die haben andere Sorgen und würden sich höchstens zusätzliche Probleme schaffen. Aber während

dem Stadtrundgang unter offizieller Führung, im Institut für Gen- und Biotechnologie oder bei der kubanischen Tabak-Unternehmensgruppe, die wir ebenfalls besucht haben. Klar, da stand jeweils die Kubafahne neben dem Rednerpult und alles, was sie taten, taten sie zum Wohle des kubanischen Volkes. Aber weder wurde über Fidel Castro gesprochen noch Propaganda für das Regime gemacht. Und die Vereinigten Staaten und das Embargo waren höchstens indirekt ein Thema:

«Wenn wir mehr Geld hätten... », «wenn wir Handel treiben könnten mit den Staaten... ». Vielleicht ist gerade das die beste Propaganda. Unweigerlich steigt in mir die Wut gegen die Vereinigten Staaten hoch, wenn ich all das ungenutzte Potenzial hier sehe. Dieses Land könnte reich sein! Dabei vergesse ich beinahe, dass diese absurde Situation zum grössten Teil auf das Konto des herrschenden Regimes geht. Und trotzdem sind beide einander dienlich in dieser unheiligen Allianz. Castro braucht das Embargo der Vereinigten Staaten, um politisch überleben zu können, das ist offensichtlich. Wozu aber soll der wirtschaftlich unsinnige Boykott für die Staaten gut sein? Allein für die rund 700'000 Wählerstimmen von Exilkubanern in Florida? Nun, bekanntlich pflegen die Wahlen dort knapp auszugehen.

Wasser aus Eimern

Havanna wartet mit einem weiteren Kontrastprogramm auf, diesmal im Viertel Centro Habana. Im Dunkeln geht es über eine schmale Treppe drei Stockwerke hoch. Die Schnur, die der Treppe nach unten folgt, dient als Türöffner. In der Wohnung ist es warm und ich trete auf den Balkon. Ich setze mich auf einen Stuhl, verschränke meine Arme und lehne mich auf das Geländer. Es hält.

Es geht gegen elf und eine versöhnliche Stimmung liegt über der Calle ´Animas. Ich schaue zu, wie das Leben vorüber gleitet, so, wie es die alte Frau schräg gegenüber tut. Bici-Taxis ohne Kunden ziehen in Schlangenlinien durch die Strasse. Ein Polizeiauto

fährt vor, zwei Männer steigen aus und verschwinden im gegenüberliegenden Haus. Sie tragen ärmellose T-Shirts, es sind wohl keine Polizisten. Auf dem Balkon nebenan schreitet ein Hund unablässig in seinem Zwinger auf und ab.

Im Wohnzimmer surren die Ventilatoren und treiben die Hitze des Tages ins Freie. Das CD-Gerät spielt Reggae, Rap und Hiphop. Im dahinter liegenden Raum läuft ein PC unter dem neusten Windows-Betriebssystem. Es folgt ein weiteres Zimmer, eine grosszügige Küche und das Bad.

Was für ein Gegensatz! Draussen Centro Havana, ein Viertel, das nicht trostloser aussehen könnte. Graubraune Fassaden, halb zerfallen, hie und da ein Schutthaufen. Kalkutta nennen die Bewohner Havannas diesen Stadtteil. Innen eine Stadtwohnung, auf die selbst viele Schweizer neidisch wären, mit hohen Räumen, alles frisch gestrichen.

«Wie kommt man zu einer solchen Wohnung?»

«Die Wohnungen wurden den Familien nach der Revolution zugeteilt. Sie werden nun den nachfolgenden Generationen weitergegeben», erklärt Amiel, unser Gastgeber. Er lebt hier zusammen mit seiner Frau, seinem Sohn und der Schwiegermutter.

«Und wie hoch ist die Miete?»

«Miete muss keine bezahlt werden, wir haben nur für Strom und Wasser aufzukommen.»

Das Wasser kommt allerdings nicht von alleine bis in den dritten Stock hoch. Schon am Tag sind mir die Tankwagen in den Strassen aufgefallen. Sie fahren durch die Quartiere und versorgen die Bewohner mit Wasser. Durch dicke Schläuche wird das Wasser in Eimer gepumpt und dann in die Wohnungen hoch getragen. Ein Grossteil des Leitungsnetzes im Zentrum Havannas stammt noch aus dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Viele der Tonröhren sind zerfallen und die Wasserversorgung

funktioniert nur noch teilweise. Nur noch selektiv, wäre wohl die präzisere Umschreibung. Dort, wo die Dollars fließen, in den Hotels und Restaurants, fließt auch das Wasser.

Gerne würden wir unsere Gastgeber zum Essen einladen. Doch das geht nicht.

«Es ist nicht gut, wenn uns die Polizei zusammen mit Fremden auf den Strassen sieht», heisst es. «Das könnte uns in Schwierigkeiten bringen».

Illegale Geschäfte, Prostitution – was auch immer – könnte ihnen unterstellt werden. Dabei geht es wohl darum, missliebige Kontakte zu Fremden zu verhindern. Irgendwo hier liegt eine unsichtbare Grenze, die der Staat zwischen seinen Bürgern und den Fremden zieht. Die Grenze zwischen dem, was das Regime als nützlich ansieht, und dem, wovor es sich fürchtet.

Ein Fall für die Unesco

Ich steige zum Denkmal von José Martí hoch, vorbei am Billethäuschen. «Nein, das Museum möchte ich nicht anschauen.» Leise Enttäuschung macht sich im Gesicht der Türsteherin breit. «Der Blick über den Platz genügt mir». Leer liegt die Plaza de la Revolucion vor mir, auf der gegenüberliegenden Seite prangt das haushohe Porträt von Che Guevara. Hier also hielt Fidel Castro bis vor wenigen Jahren vor Zehntausenden von Kubanerinnen und Kubanern seine Reden, hier wurde die kubanische Revolution zelebriert, die 1959 ihren Anfang nahm. Heute finden die Propagandaveranstaltungen des Regimes üblicherweise auf der Tribuna antiimperialista José Martí am Malecón statt. Aus gutem Grund: die antiimperialistische Tribüne liegt direkt vor der amerikanischen Interessenvertretung.

Die kubanische Fahne flattert im Wind und meine Knie werden schwach. *Hasta la victoria siempre!* Mein Atem stockt. Ich bin beeindruckt. Und gleichzeitig

beunruhigt. Irgendwie ist meine Reaktion unangemessen, denke ich. Regiert hier doch seit bald einem halben Jahrhundert ein Diktator, der sein Volk seiner Mündigkeit und Freiheit beraubt.

Ich steige vom Denkmal auf die Plaza hinunter. Meine Knie sind immer noch weich. Das Porträt des Revolutionärs verschwindet hinter den Bäumen. Ich stolpere ins nächste Geschäft und kaufe ein T-Shirt (*patria o muerte*) und ein Plakat (*seamos realistas – soñemos lo imposible*) von Che Guevara. Mist, wie hat mir Havanna zugesetzt! Sobald ich wieder einen klaren Kopf habe, werde ich mich über diesen Kauf ärgern. Normalerweise bin ich doch resistent gegenüber Personenkult.

Ich eile über den Parque Central, ein letztes Mal. «Ja, ich weiss, angestellt beim Hotel ... mich in ein tolles Lokal bringen ... zusammen Lebensmittel kaufen gehen ... ein Porträt malen.» Ich kann und will nicht mehr zuhören, all diesen Leuten, die nach Dollars gieren. Steure direkt auf den Hoteleingang zu, eine beflissene Hand öffnet sie, ich flüchte in die klimanalagengekühlte Sicherheit, kein Bitten mehr, kein Anfassen, kein Flehen, nur noch distanzierteres Lächeln.

Ein letzter Blick von der Terrasse im siebten Stock, über Habana Vieja und Centro Habana, ein Blick über Paläste und Ruinen. Havanna funktioniert, das habe ich in den letzten vier Tagen mit eigenen Augen gesehen. Ganz begriffen aber habe ich es nicht. Wie sollte ich auch? Zu bescheiden ist mein eigenes, an westlichen Wohlstand gewohntes Vorstellungsvermögen.

Das Prickeln auf der Haut ist wieder da, das Zittern der Knie, dieses Gefühl der Beklemmung. Das Ende ist nahe, ich spüre es. Havanna wird untergehen. In wenigen Jahren, nach dem Tod der beiden Castros, wird sich hier alles ändern, wird ein neues System kommen, etwas quasi-marktwirtschaftliches oder quasi-demokratisches, was auch immer Diktaturen zu folgen pflegt und leider

nur selten viel erfreulicher ist als die Diktatur selbst es war.

La Habana, 22.08 Grad nördlicher Breite, 82.22 Grad westlicher Länge, Hauptstadt der demokratischen Republik Kuba, 2.1 Millionen Einwohner, wird sich unter dem Buchstaben L einreihen in die endlose Liste mittelgrosser Metropolen, nach Lagos (Bundesrepublik Nigeria, 8.6 Millionen Einwohner) und vor Lanzhou (Volksrepublik China, 1.4 Millionen Einwohner). Hier in La Habana wird es so sein, wie es überall auf der Welt ist. Auf den Hausmauern wird nicht mehr *Fidel, estamos contigo* stehen, sondern *McDonald's, I'm lovin'it* (wie in Lagos und Lanzhou). In den Bars und Restaurants wird nicht mehr das kubanische Original tuKola serviert werden, sondern das amerikanische Allerweltsgetränk Coca Cola. In den Häusern der Altstadt werden keine Familien mehr wohnen, sondern Geschäfte einziehen, zuerst Lebensmittelläden und Restaurants, und wenn das nicht mehr genug Ertrag abwirft, die internationalen Modeboutiquen.

Havanna wird nie mehr so sein wie heute. Das ist das, was mich am meisten verwirrt hat. Gibt es denn keine Rettung? Wäre Havanna nicht ein Fall für die Unesco? Ich meine nicht den Titel des Weltkulturerbes – Habana Vieja trägt ihn bereits –, denn der schützt nur Fassaden, nicht aber Inhalte. Auszurufen wäre der Titel des Weltpolitikerbes. Ich würde ihn sofort Havanna verleihen, aller Bedenken zum Trotz. Der Einzigartigkeit dieser Stadt und der Vielfalt auf dieser Erde zuliebe.